

## Naiver Realismus?

Zu den Rezensionen von Christoph Huecks Buch »Evolution im Doppelstrom der Zeit« in DIE DREI 5/2013

MICHAEL KALISCH

Ich möchte einige Punkte der sehr harschen Kritik von Wolfgang Schad an Christoph Huecks Buch auf ihre Gültigkeit oder Tragfähigkeit zu prüfen. Großes Gewicht legt Schad darauf, dass Hueck etwas innerlich konstruiere und es dann für »Wirklichkeit« halte, während die Wirklichkeit doch draußen vor uns liege. Wir stehen also vor einem Dualismus von »Innensein« oder »Draußensein«. Aber Steiners Wirklichkeitsbegriff, auf den Huecks Buch ja baut, ist ein anderer: *Wirklichkeit* kommt erst zustande, wenn wir im Erkenntnisprozess Wahrnehmung und Idee/Begriff zur Deckung bringen; ohne innere Arbeit (Denken) ist sie gar nicht zu haben. Wenn ich diesen höchst lebendigen und flüchtigen Zustand – selten genug – erreiche, dann bin ich *jenseits* der Dualität von Ich und Welt: In der *Wirklichkeit* ist diese Dualität aufgehoben.

Die Frage bleibt daher, wie es kommt, dass wir gemeinhin meinen, »Wirklichkeit ist das da draußen«. Beobachten wir doch einmal – nur rückblickend ist es möglich – ein konkretes Wirklichkeitserlebnis. Ich sehe z.B. einen blauen Fleck unter einem Baum; erstaune, da sonst alles grün ist; ich konzentriere mich darauf und erkenne, dass es eine Pflanze ist; ich schaue noch intensiver, nun nach Details suchend, und erkenne: Es ist ein »Männertreu«. Ich prüfe noch einmal, ob die wahrnehmbaren Details zu meinem Begriff (den ich mir andernorts und zu anderer Zeit erworben habe) passen. Den Anfang macht eine Phase, wo ich mich nach »draußen« bewege. Dann, in einem winzigen Moment, kommt ein *Aufblitzen*: Ja, das ist es, gewiss. Aber gleich darauf stellt sich wieder das mehr fühlende, fast träumende Wahrnehmungsbewusstsein ein, da Konzentration Anstrengung erfordert – und weil mein Erkennt-

nisbedürfnis vorerst befriedigt ist. Es bleibt aber ein Urteil zurück: Wenn ich erneut auf den blauen Fleck schaue, erinnere ich mich an die Erfahrung der Wirklichkeit und hefte sie unreflektiert nun an den Gegenstand *draußen*. Eigentlich kam das Wirklichkeitserlebnis nur durch eine kleine innere Anstrengung zustande. – Und so ist meine Welt mehr oder weniger ausgestattet mit solchen individuellen Wirklichkeitserinnerungen. Aber warum projiziere ich meine erinnerten Wirklichkeitserlebnisse nach draußen? Weil die Momente der aufblitzenden Gewissheit so kurz sind, als würde nur für eine Sekunde ein Vorhang aufgehen und sich wieder verschließen: Es wird wieder dämmrig. Außerdem war meine *Aufmerksamkeit* auf die von außen kommende Sinneswahrnehmung gerichtet. Mit dieser inneren Dämmerung gehe ich durch die Welt und sehe draußen – im physischen Licht ausgebreitet – die Dinge, die ich einmal *erkannt* habe: »Wirklichkeit«. Aber dieses Hinausprojizieren ist im *Gestus* eigentlich ein naiver Realismus, der verkennt bzw. vergessen hat, dass *Wirklichkeit* etwas ist, worin die Dualität zwischen der Welt und meiner Seele aufgehoben ist.

Gerade wegen dieser Selbstvergessenheit, die ja für die naturwissenschaftliche Erkenntnis-haltung absolut typisch ist, weil der Wissenschaftler seine Aufmerksamkeit noch verstärkt auf die äußere Sinneswelt hin- und von seinem Inneren weglenkt, legt Hueck in seinem Buch so großes Gewicht darauf, dass der Evolutionsbiologe sein *Denken* beobachten soll, und zwar nicht nur im Sinne der allfälligen Gedanken- und Urteilskontrolle, sondern als wirkliche »Selbstanschauung des Erkennens«; soll heißen: der produktiven *Denktätigkeit*. Das kann natürlich nur *retrospektiv* geschehen,

in der Art, wie es an »Männertreu« von mir eben rudimentär exemplifiziert wurde. Schads Einwand, »kein Verb« könne sich selbst erkennen, nur »das Subjekt«, ist daher überflüssig (abgesehen davon, dass Verben bzw. Prädikate Satzteile und als solche sowieso zu keinerlei Erkenntnisleistung fähig sind). Es handelt sich darum, die eigene geleistete Denk-*Tätigkeit* zu »erwischen«, bevor sie sich im Halbdunkel wieder hinter den Vorhang zurückzieht.

Macht man sich *Steiners* Wirklichkeitsbegriff klar, dann wird deutlich, dass auch Schads Polemik, das *Ich* sei eben gerade nicht »in mir«, sondern in der Welt, ebenso wenig zu einem fruchtbaren Ergebnis führt, denn es enthält dieselbe dualistische Sichtweise. Das Ich ist in beidem – aber eigentlich »weder noch«, denn es ist gar nicht räumlich. Und es ist das einzige Verbindungsglied, das die Trennung zwischen seelischer Innenwelt und Außenwelt überwinden kann.

### *Keine Evolution ohne Telos*

Dann kann gar nicht genug betont werden, dass Evolutionsforschung überhaupt erst darauf aufbaut, dass aus gedanklicher *Verarbeitung* Phänomene »konstruiert« werden; die flache Spirale mit Querriefen im schwarzgrauen schichtigen Gestein ist noch kein Phänomen in diesem Sinne, es wird erst durch vergleichendes, ordnendes Bearbeiten dazu: ein Ammonit aus dem unteren Schwarzjura (Lias), als Süddeutschland von einem warmen Flachmeer bedeckt war usw.<sup>1</sup> Ich finde es bemerkenswert, dass in der gesamten mündlichen wie schriftlichen Diskussion um Huecks Buch nie auf die Unterscheidung der zwei Klassen von Wissenschaften Wert gelegt wurde. Die erste widmet sich Phänomenen, deren Entstehung mir unmittelbar vor Augen treten, vor allem Physik und Chemie – den Regenbogen, einen Kristallisationsvorgang, kann ich aus dem heraus verstehen, was mir *gegenwärtig simultan* an Ursachen und Bedingungen vorliegt. Die zweite Klasse beschäftigt sich mit Phänomenen, deren Erklärung in der Vergangenheit gesucht werden muss, oder die selbst nur in irgendeiner Form

als *Dokument* vorliegen: Diese Wissenschaften haben es mit Historischem zu tun. Paläontologie, Evolutionslehre gehören in diese Klasse. Biologie und Medizin nehmen eine Mittelstellung ein. Manches, was Organismen zeigen, kann ich auf gegenwärtige Ursachen zurückführen, z.B. Nervenreaktionen. Andere Phänomene bleiben unverstänlich, z.B. muss ich die Ursachen einer Krankheit unter Umständen weit in der Vergangenheit (der individuellen Geschichte dieses Organismus) suchen. Evolutionsforschung arbeitet »historisch«, sie muss ungeheuer vieles an Einzelwahrnehmungen erst so weit ordnen, dass daraus überhaupt ihre Phänomene werden; entsprechend viele Vorwegannahmen, Extrapolationen und Interpretationen gehen hier mit ein. Umso größer ist das Erfordernis, sich über diese denkende Verarbeitungstätigkeit selbst Rechenschaft abzulegen und sie selbst wie ein Objekt zu erforschen. In der Fortsetzung dieses Weges gibt es nun doch eine Möglichkeit, die Evolution zu »vergegenwärtigen«: indem ich den Menschen selbst studiere und frage, was in ihm von dieser Evolution gegenwärtig geblieben ist oder sich als *innere* Metamorphose auf etwas bezieht, was in der Evolution als äußere Form sich manifestiert hat,<sup>2</sup> aber auch, welche Antriebe denn in ihm selbst auftreten, die *Entwicklung und Veränderung* überhaupt möglich machen. Genau darauf zielt Hueck ab.

Am Begriff des »Lernens« kann man sich klar machen, worum es geht; denn Schad behauptet in seiner Polemik, Hueck habe eine *von Beginn an vorgeplante* Evolution konstruiert (wieder einmal, zum Überdruß, weil das Konzept der *Auswicklung* von fertig Angelegtem [Evolution] seit dem Barock eigentlich überwunden sei), indem er den entgegenkommenden und »vorgreifenden« Zeitstrom (das Astrale, das dem aus der Vergangenheit kommenden ätherischen Strom begegnet) zum integralen Bestandteil aller Evolution erkläre. Demgegenüber hebt Schad hervor, Evolution habe *gelernt* und sei *ergebnisoffen* gewesen. Lernen – wir machen es in der Schule, hoffentlich auch danach. Wir brauchen dazu Lehrer (Schad war selbst Oberstufenlehrer in der Waldorfschule Pforzheim).

Der Lehrer muss sich *Ziele* setzen, wo er seine Schüler didaktisch hinführen will, er muss Inhalte formulieren und sie vermitteln. Das ist ein »teleologischer« Vorgang par excellence. Lernen als bloßer Zusammenstoß mit sich zufällig verändernden Umweltbedingungen ist kein Lernen, sondern erzwingt bestenfalls Variation, im schlimmsten Falle Deformation. Ein Auto, das gegen die Planke fährt, verändert sich – aber es lernt nicht. Soll etwas von diesen Erfahrungen einen Wert haben für das Leben, soll es zu einer *inneren* Bereicherung und zur »Höherentwicklung« führen, muss es etwas enthalten, das mit dem übereinstimmt, was dieser Organismus selbst kann, wünscht und *sucht*. Das Schulkind hungert nach Lernstoff – aber ein Pferd, bei allem Respekt für dieses Tier, wird beim Anblick eines Alphabets keine Neugier entwickeln, was das bedeuten könnte. Insofern in der Evolution *gelernt* wurde (z.B. der Gebrauch von Gliedmaßen beim Landgang der Verwandten der Quastenflosser), muss es also ein »teleologischer« Vorgang gewesen sein. Wenn sie wirklich gelernt hat, dann gehören das »Vorgeben« eines Zieles ebenso wie das Suchen dieses Zieles unabtrennbar zur Evolution – denn im Sinne *Aristoteles* ist das Ziel (*telos*) die *erste* Ursache des Lebens, in eins zu sehen mit der »Seele« dieses Lebendigen als »Entelechie«. Eine Evolution ohne *telos* kann nur seelelos gedacht werden. – Ist damit dann alles von vorneherein vorbestimmt? Nein. Denn *was* ich lerne, in welchem Tempo, wie viel, was ich wieder vergesse, all das steht auf einem andern Blatt! Das weiß doch gerade der Lehrer. Lernen hat ein Ziel und einen Zweck – und dennoch ist es ergebnisoffen.

Noch etwas muss bedacht werden – eine von Zielen her gedachte Evolution scheint *Freiheit* auszuschließen: In Bezug auf den Menschen kann ich über Freiheit sprechen (*trotz* vorhandener Determinanten), kann ich von Lernen, aber auch Scheitern und Versagen, von ergebnisoffenem Suchen und Probieren sprechen. Hueck hat das nie bestritten. Diese Erfahrung- und Entwicklungsmöglichkeiten aber auf die Evolution *insgesamt* – zumindest die tierische – zu extrapolieren, bleibt ein *Postulat*, dessen

Substanziierung auch Schad unterlassen hat. Die Frage darf daher an ihn zurückgegeben werden: Wo zeigt sich denn in der *tierischen* Evolution solches »ergebnisoffene Suchen und Lernen«? Frühe Menschenformen mit aufrechtem Gang schließe ich dabei aus – sie sind *Menschen*, keine Tiere. Ich fände hier konkrete Beispiele hochinteressant.

Dass seit dem »Sündenfall« – anthroposophisch gesprochen, und nur in diesem Zusammenhang hat es Sinn – die Evolution des Menschen gefährdet und ihr *sicherer Ausgang* nicht prä-determiniert ist, weil sich der Mensch zunehmend aus der Führung seiner geistigen Schöpfermächte gelöst hat, wird niemand bestreiten (diese Führungslosigkeit ist uns ja selbstverständlich, nicht aber das Erlebnis des Geführt-werdens). »Ergebnisoffen« ist diese Entwicklung zweifellos (aber wie viel von dem, was anthroposophisch »Karma« genannt wird, ist uns bewusst?). Bedeutet das aber, dass es kein »vorherbestimmtes« Ziel mehr gibt? Davon kann doch nicht die Rede sein! Die Ziele sind nur gewissermaßen mit auf die Erde versetzt worden: Vor dem Sündenfall führten Hierarchien den Menschen weise, aber wie an einem Gängelband (Steiner). Jetzt muss er *in sich selbst* suchen, was sein Ziel ist (auch wenn es dann »in der Welt« liegt) – er muss herausfinden, was das bedeuten soll, dieses Mensch-Sein. *Was* das ist, unterliegt nicht der Willkür und dennoch liegt es in der Freiheit, wie ich dieses Ziel *realisiere*. Die Ziele sind in das Gewissen hineinverpflanzt, sie können als moralische Intuition innerlich aufgehen, wenn ich mich liebevoll in die Tatsachenzusammenhänge hineinversetze, in denen ich angemessen handeln will. Das ist extrem »ergebnisoffen« – aber weder ziellos noch ohne Vorherbestimmung. Diese Bestimmung lautet: Mensch sein, und das heißt: immerzu Mensch *werden*. Ob die Bestimmung aber erreicht wird, ist offen. – Will man eine konventionelle Evolutionsbiologie begründen, braucht man diese Ideen nicht. Dann allerdings von Freiheit zu reden, bleibt leer. Ohne *Sinn* ist der Mensch kein Mensch. Aber kann die herkömmliche Sichtweise diesen *Sinn* als emergentes Evolutionsergebnis erklären? Nein.

Etwas kann nicht sinnlos anfangen und dann Sinn bekommen, so wenig wie aus Chaos zufällig und allmählich Ordnung wird; das Gegenteil ist real. Es kann lediglich der Sinn am Anfang »verhüllt« sein, um dann später immer klarer hervorzutreten. Insofern sind die Tiere heute in vielfältigster Weise *sinnvoll* an die Erde angepasst und leben ihr Leben in widerstandsloser Gegenwärtigkeit, »im Einklang«. Woran ist der Mensch angepasst? Daran, seinem Leben selbst *Sinn* zu geben. Er kann ohne Ziele auf die Dauer nicht leben und er kann nicht in fragloser Gegenwärtigkeit schlicht nur da-sein.<sup>3</sup>

### Nominalismus?

An einem Punkt von Schads Kritik war ich sehr erstaunt. Es geht um die optische Täuschung eines gezeichneten Elefanten in Huecks Buch (S. 72), bei der man wahlweise zwischen einem vier- oder fünfbeinigen Bild springen kann. Meines Erachtens wollte Hueck damit auf den Prozess aufmerksam machen, wie wir die Idee intuitiv mit der Wahrnehmung einer ruhenden Gestalt verbinden, die wir durch eine *Bewegung* des Sehens erst ertasten müssen, und wie diese Idee als Ordnungskraft wirkt, um die Wahrnehmungen zu strukturieren, Fehlendes zu ergänzen oder Fehler zu korrigieren. Schad unterstellt nun Hueck, er wolle damit bewiesen haben, dass wir die Idee der Vierbeinigkeit schon von Ewigkeit her in uns tragen, weil sie feststehe – und wendet ein, kleine Kinder hätten noch gar kein Problem mit fünfbeinigen Elefanten. Dass wir ihn selbstverständlich für vierbeinig halten, sei nur ein Ergebnis der Wahrnehmungsgewohnheit! Hoppla, da wären wir also zu Hume zurückgekehrt zu der Ansicht, »Idee« oder Naturgesetz sei lediglich ein Ergebnis des *gewohnheitsmäßigen* Erfahrens bestimmter Verknüpfungen von Erscheinungen. Aus dieser Sicht wäre der Goethesche Typus – ein Ideelles, das sogar selbst in den Erscheinungen *lebt* – allerdings absolut undenkbar. Doch selbst der einfache Biologe wird zugeben, dass eine Vierbeinigkeit für die Fortbewegung an Land viel brauchbarer ist als eine Fünfbeinigkeit; alle an Land lebenden Tiere haben duale Gliedmaßen-

zahlen, auch Insekten (sechs), Spinnentiere (acht), die langsam sich fortbewegenden Stachelhäuter mit fünf Gliedmaßen leben am Meeresboden oder aber mit einem Stiel festgewachsen und nach oben geöffnet wie Blütenkelche als Seelilien, mit fünf Armen oder einem Vielfachen davon. Dass also die Vierbeinigkeit kein Zufall ist, sondern zum Typus der Wirbeltiere gehört, dürfen wir annehmen.

Dass einer der besten Goethekenner unserer Kreise sich zu einer nominalistischen Leugnung der Realität der Idee verirrt, den Grund dafür kann ich nur in der emotional aufgeladenen, erbsto wirkenden Polemik sehen, die gegen Huecks Buch vorgeht, und ich muss gestehen, dass ich die beiden Buchbesprechungen im Ton verletzend fand – das war keine Kritik mit fördernder Absicht, sondern eher das vernichtende Konzert einer »Stalinorgel«: Es soll nichts übrig bleiben (am besten, man stampft die Auflage ein). Ich finde aber, jeder Bucherstling hat Positivität und auch eine Portion Nachsicht verdient. Wissenschaft ist ein »unendlicher Prozess«, Irrtümer und Fehler können jedem unterlaufen. Aber Verbesserungen sind immer möglich.

1 Man beachte, dass *Goethe* drei Abstufungen von *Phänomen* und entsprechend drei Arten der wissenschaftlichen Forschung unterschied: das *empirische* (Empirismus), das *wissenschaftliche* (Rationalismus) und schließlich das *reine Phänomen* (rationeller Empirismus), das die Stufe des Naturgesetzes erreicht (siehe Rudolf Steiner: *Goethes Naturwissenschaftliche Schriften*, Kap. X, 3). Evolutionsforschung benutzt natürlich auch den empirischen Typ, baut aber auf Systemen des zweiten Phänomentyps auf, diese Phänomene müssen häufig erst aus fragmentarischen empirischen Phänomenen (z.B. unvollständigen fossilen Resten) wieder »erlöst« werden.

2 Dass eine *geistig-physische* Verwandtschaft und *Metamorphose* besteht zwischen Mensch und Natur, ist ein Grundgedanke der anthroposophischen Medizin und Heilmittelerkenntnis.

3 Deshalb bin ich überzeugt, dass das Erlebnis innerer Leere und Langeweile in der Tat ein spezifisch menschliches ist, wie Hueck schreibt (S. 197). Der Hund langweilt sich nicht, wenn er auf seinen Herrn wartet – hier glaube ich, hat sich Schad selbst geirrt. Der Hund widmet sich dann inneren Wahrnehmungen (vg. Rudolf Steiner, GA 115, 2.11.1910).

# Anthroposophie ernst genommen

Zu Christoph Huecks Buch *Evolution im Doppelstrom der Zeit*

JOHANNES SCHNEIDER

Das neu erschienene Buch von Christoph Hueck ist so vielversprechend wie gewagt – allein das macht es einzigartig. Über 150 Jahre nach Darwins *On the origin of species* ist die Evolutionstheorie in der Biologie und im öffentlichen Bewusstsein so fest verankert, dass eine geisteswissenschaftlich fundierte Erweiterung der von Darwin empirisch gedachten Entwicklungslehre notwendiger scheint denn je. Nun ist Hueck natürlich nicht der Erste, der Rudolf Steiners Hinweise in diese Richtung ernst nimmt; vielmehr steht er auf den Schultern von Riesen: Eugen Kolisko, Hermann Poppelbaum, Jochen Bockemühl, Andreas Suchantke und Wolfgang Schad seien stellvertretend für die goethenistische Forschung der Jahrzehnte im Anschluss an Steiner bis heute genannt. Was Hueck inhaltlich leistet, indem er sich ausgehend von den Forschungen seiner Kollegen den grundlegenden Fragen der Lebenswissenschaften mit dem Hintergrund der gegenwärtigen Naturwissenschaft stellt, ist für sich genommen schon beachtlich; die eigentliche Besonderheit seines Ansatzes steckt meines Erachtens jedoch in der Methode.

Evolution als waltendes Prinzip in der Natur ist kein einfaches Phänomen, das sich empirisch beobachten ließe. Der Entwicklungsgedanke ist ein komplexes theoretisches Konstrukt, das sowohl zahlreiche Annahmen über die Beschaffenheit der Materie und des Systems der lebendigen Organismen als auch Bestimmungen dessen, was Zeit, Teleologie, Determinismus und Freiheit bzw. Zufälligkeit bedeuten, implizit oder explizit beinhaltet. Und trotzdem scheint es Evolution wirklich zu geben. Ebenso ist Leben als Phänomen zwar allgegenwärtig, wir können seine vielgestaltigen Äußerungen, seine Rhythmen, Strukturen und Mechanismen im Größten wie im Kleinsten zwar immer präziser beschreiben; aber was Leben selbst ist, entzieht sich einer exakten Bestimmung. Diese theoretische Hilflosigkeit gegenüber den

Urphänomenen der Natur veranlasste Goethe im Vorwort seiner *Farbenlehre* in Hinsicht auf das Licht zu der Bemerkung, wir unternähmen es eigentlich »umsonst, das Wesen eines Dinges auszudrücken. Wirkungen werden wir gewahr, und eine vollständige Geschichte dieser Wirkungen umfasste wohl allenfalls das Wesen jenes Dinges«. <sup>1</sup> In der menschlichen Fähigkeit, »unendlich Lebendiges« (FL, 46) in seinen Wirkungen sinnlich fassen zu können, spricht für Goethe jedoch die ganze Natur »mit sich selbst und zu uns durch tausend Erscheinungen« (ebd.), wodurch die begriffliche Hilflosigkeit im lebendigen Erleben einer Wesensverwandtschaft aufgehoben wird, die in Goethes bekanntem Diktum über die Lichthaftigkeit des Auges ihren Ausdruck fand. Versteht man nun Licht und Bewusstsein nicht nur als metaphorische Übersetzung sondern als wesentlich Zusammengehöriges, <sup>2</sup> steht man genau an dem Punkt, den Rudolf Steiner später in seiner grundlegenden Schrift, der *Philosophie der Freiheit*, aufgreift und – über Goethe ins Geisteswissenschaftliche hinaus fortschreitend – erkenntnistheoretisch zur Grundlage seiner Anthroposophie macht: Dem Wahrnehmen kommt im Denken ein Wesensverwandtes entgegen, das, in der Vereinigung, dasjenige ausmacht, was dann berechtigt »Wirklichkeit« genannt werden kann. Denken als »Liebe in geistiger Art« (GA 4, S. 143) ist demnach nicht nur das Band, welches die Subjekt-Objekt-Spaltung der empirisch vereinzelt auftretenden Beobachtungen epistemologisch überwindet, sondern zugleich das eigentliche Kontinuum, die ontologische Konstante des Universums. Es bleibt nur allermeistens in seiner Tragweite unberücksichtigt. An diesem Punkt versucht nun Christoph Hueck in seinem Buch in doppelter Weise anzuknüpfen: Zum einen nimmt er die übergeordnete Rolle ernst, die Rudolf Steiner dem Denken zuschreibt und hält Steiners »Monismus« ent-

sprechend keinen Winkel der Welt für prinzipiell unzugänglich. Vielmehr ist er bemüht, das den Phänomenen der Natur entsprechende gedankliche Pendant auf dem Erlebnisgebiet der Seele aufzusuchen und sich den Phänomenen der Natur auf diese Weise wesentlich zu nähern. Zum anderen zeichnet sich sein Zugang durchgängig durch ein hohes Methodenbewusstsein aus, d. h. Hueck diskutiert explizit seine erkenntnistheoretischen Prämissen und reflektiert sie laufend. Ganz in Steiners Sinn gehen also Objekt-Erkenntnis und Reflexion mit dem Erkenntnisvorgang Hand in Hand. Denken und Denkbeobachtung weisen den Weg zum Verständnis unserer Welt und ihres Zusammenhangs mit den höheren Welten.

Da dieser Weg sehr intim und wissenschaftlich besonders anspruchsvoll ist, kann es nicht verwundern, dass manche Passagen des Buches Widerstände bieten. Man kann, ja man muss unbedingt Fragen an Christoph Huecks Buch stellen: Sind manche gezogenen Schlüsse wirklich zwingend, oder doch nur eine suggestiv stark gebogene Analogie? Wird das Schema des Zeitenkreuzes an manchen Stellen nicht vielleicht doch überstrapaziert? Sind manche Zusammenhänge nicht zu stark verkürzt dargestellt, um angemessen zu sein?

Fragen zu stellen führt zu einem fruchtbaren kritischen Gespräch, das idealerweise zu einer allgemeinen Bewusstseinsentwicklung führen

kann. Landläufig nennt man das auch wissenschaftlichen Diskurs. In dieser Hinsicht sei noch ein Wort zu der »Besprechung« in der Mai-Ausgabe dieser Zeitschrift durch Wolfgang Schad erlaubt, der den Wert des Buches meines Erachtens annähernd vollständig aus unverständlichen Gründen verkennt. Sein Kommentar ist des sachlichen Inhalts wegen kaum erwähnenswert, geht die inhaltliche Kritik doch weitgehend an allen wichtigen Fragen des Buches vorbei und erschöpft sich in unangemessenen Begriffsverengungen, Vorwürfen des Nichtverstehens, unwürdiger Polemik und selbst beschworenen Feindbildern, die letztlich auf ihn zurückfallen. Das alles spricht für oder vielmehr gegen sich selbst. Für wirklich bedenklich halte ich die Form, die den dringend gebotenen, seriösen goethenistischen Diskurs auf wissenschaftlichem Niveau in ein schiefes Licht rückt. Jedem Lesenden, der ein echtes Interesse an lebendig ernst genommener anthroposophischer Forschung hat, sei dieses Buch wärmstens zur Lektüre empfohlen; möge es auch viele Fragen aufwerfen und vielleicht manche beantworten!

1 Johann Wolfgang Goethe: *Farbenlehre. Mit Einleitungen und Kommentaren von Rudolf Steiner*, hrsg. von Gerhard Ott und Heinrich O. Proskauer, Bd. I, Stuttgart 1979, S. 45; im Folgenden: FL.

2 Vgl. hierzu: Arthur Zajonc: *Die Lichtfänger. Die gemeinsame Geschichte von Licht und Bewusstsein*, Stuttgart 2008.

## Goethe: »Das Gezeugte ist nicht geringer als das Zeugende«

*Im Zusammenhang mit der Kritik an Huecks Buch Evolution im Doppelstrom der Zeit hat uns ein Leser auf Goethes Auseinandersetzung mit Plotin aufmerksam gemacht. In Aus Makariens Archiv (Maximen und Reflexionen 642 + 643 nach Hecker) heißt es:*

»Man kann den Idealisten alter und neuer Zeit nicht verargen, wenn sie so lebhaft auf Beherrschung des Einen dringen, woher alles entspringt und worauf alles wieder zurückzuführen wäre. Denn freilich ist das belebende und ordnende Princip in der Erscheinung dergestalt bedrängt, dass es sich kaum zu retten weiß. Allein wir ver-

kürzen uns an der anderen Seite wieder, wenn wir das Formende und die höhere Form selbst in eine vor unserm äußern und innern Sinn verschwindende Einheit zurückdrängen.

Wir Menschen sind auf Ausdehnung und Bewegung angewiesen; diese beiden allgemeinen Formen sind es, in welchen sich alle übrigen Formen, besonders die sinnlichen offenbaren. Eine geistige Form wird aber keineswegs verkürzt, wenn sie in der Erscheinung hervortritt, vorausgesetzt, dass ihr Hervortreten eine wahre Zeugung, eine wahre Fortpflanzung sein. Das Gezeugte ist nicht geringer als das Zeugende, ja es ist der Vortheil lebendiger Zeugung, dass das Gezeugte vortrefflicher sein kann als das Zeugende.«